

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

65. Mittwoch, am 15. August 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Kreuz und Halbmond. Eine spanische Novelle aus dem dreizehnten Jahrhundert. Von Ladislaus Tarnowski. 2 Bände. Breslau, bei Richter. 1838.

Irren wir nicht so haben wir in vorliegendem Romane die erste, größere Dichtung eines jungen schlesischen Schriftstellers zu besprechen, und dieser Umstand soll uns eine doppelte Veranlassung seyn, dieß so offen, ernst und aufrichtig, wie wir in gleichem Falle es uns selbst wünschen würden, zu thun.

Wir gestehen übrigens gern von vorn herein, daß wir für junge schlesische Autoren eine besondere Vorliebe hegen. Einmal wird es jedem angehenden Schriftsteller in jener Provinz sehr schwer, sich auf gute Weise empor zu arbeiten, da alle äußere Anregung, wie jede günstige, buchhändlerische Beihilfe gänzlich fehlt, andererseits ist bei diesen so schwierigen Verhältnissen unter ihnen dennoch ein reges Leben, vor allen ein Drang zum Schaffen, bemerkbar. Wenn man berechnet, daß jetzt fast der vierte Theil der bekanntern Dichter und Belletristen Deutschlands geborne Schlesier sind, so fällt es auf, daß, Menzel ausgenommen, sich nicht ein einziger Kritiker von Profession, unter ihnen befindet. So hoch wir die parteilose, belehrende Kritik, welche leider nur zu selten gefunden wird, achten, so gestehen wir doch aufrichtig, daß wir in einer Zeit wie die jetzige, wo Jeder, der zu faul oder zu talentlos ist um selbst etwas zu schaffen, sich zur Beurtheilung des Werkes eines Andern geeignet hält, wo Jeder im Voraus wissen kann, wie seine Arbeit in diesem oder jenem Journale beurtheilt werden wird, wo eine hundertmal ausgelachte Kameraderie sich dennoch hundertmal wieder von Neuem lobt, endlich aber gar einen künstlichen Krieg eröffnet, um wenigstens auf diese Weise die Aufmerksamkeit des Publikums zu erzwingen, der Kritik einen so geringen Werth beilegen, daß wir uns wundern, wie überhaupt noch ein Buchhändler ein Freiexemplar auf Kritiken wegwerfen kann. — Unter diesen Umständen kann es uns nur freuen, wenn wir finden, daß jedes neu auftauchende schlesische Talent, sich der Produktion zuwendet, während es deutsche Hauptstädte giebt, wo jeder Schriftsteller bloß Kritiker ist, und das Schaffen Andern überläßt. — Indem wir uns jetzt

aber zu der Beurtheilung des vorliegenden Romans wenden, gewährt es uns ein wahres Vergnügen zu bemerken, daß wir in dem Verfasser wirklich ein dichterisches Talent zu begrüßen im Stande sind, indem ihm die Haupteigenschaften des Dichters: eine lebhaftere Phantasie und eine gute Darstellungsgabe nicht abgehen. Bei alledem können wir nicht umhin zu behaupten, daß er mit den ihm bewohnenden Eigenschaften etwas Ausgezeichneteres hätte schaffen können, als in diesem Romane geschehen ist. Die Schuld liegt indeß mehr in der Wahl des Stoffes als in der Bearbeitung. Der Schauplatz der Begebenheiten ist Spanien, zur Zeit der Mauerkriege. Diese Zeit und dieß Land aber sind bereits zur Ungebühr und fast immer sehr unglücklich ausgebeutet worden. Wir kennen außer „Hubers Skizzen“ nicht einen einzigen ausgezeichneten, spanische Sitten und Gebräuche schildernden Roman. Jenes Land ist so eigenthümlich und soviel auch darüber geschrieben, dennoch so wenig gekannt, daß fast nur eine, auf Autopsie gegründete Schilderung gelingen kann.

Ein zweiter Uebelstand — den wir aber auch dem Verfasser nicht schwer anrechnen, weil nur wohlhabende Leute verschwenderisch umgehen können — ist der große Drang der Begebenheiten, welche sich oft überstürzen, auch wohl unnütz herbeigeführt werden und zwischen denen die dem Leser nöthige, die Glanzpunkte besser heraushebende, epische Ruhe fehlt. Es kann zwar seyn, daß die Menge der Begebenheiten, die Masse der mannigfaltigen Ereignisse, manchem Leser zusagen wird, aber der Schilderung, als Kunstwerk betrachtet, — und ein solches soll sie doch seyn — thut sie Schaden; das Gemälde erscheint manchmal wie ein Schlachtstück, welches nur Gewimmel, nicht Gruppen darstellt. — Die Charaktere sind im Allgemeinen gut gezeichnet und auf eine interessante Art auseinander gehalten; vorzüglich hat uns die Zeichnung Manuela's gefallen. Die Vorstudien des Verfassers waren fleißig, das Terrain ist nicht übel dargestellt. — Was die Sprache anbelangt, so ist solche im Ganzen lebendig und angemessen, hin und wieder aber erinnert sie durch falsches Pathos an frühere Ritter- oder Räuberromane, und dieß thut dem Ganzen Eintrag. Schließlich sprechen wir mit Vergnügen die Ansicht aus,

daß E. Tarnowski, wenn er in seinen künftigen Arbeiten zu mehrer Ruhe und Klarheit gelangt seyn wird, einst zu den beliebten Unterhaltungsschriftstellern gezählt werden dürfte. —

Das Papier und der schmale Rand, erinnern an eine Ausstattung wie solche vor dreißig Jahren überall Statt fand.

E. v. Wachsman n.

**Rookwood oder der Straßenräuber.** Ein Roman von William Harrison Ainsworth. Nach der vierten Auflage des Originals. Deutsch von D. E. B. Wolff. 3 Theile. Leipzig, Kollmann. 1837.

Eine Composition die an Walter Scott, wie an Miß Anna Radcliff erinnert. Im ersten Theile prädominirt offenbar das Scott'sche Princip. Mancher ziemlich steile Weg durch lange Gespräche, erfordert bisweilen ein hübsches Maas der Geduld. Aber allerdings wird der Leser auch dafür mit manchem verständigen Worte, mancher anziehenden Schilderung, manchem trefflichen Wiße bezahlt. Zur Weiterschweifigkeit gesellt sich das den deutschen Romanen neuerdings meistens fremd gewordene Unbehilfliche der oft wiederkehrenden überflüssigen Einleitungen beim Anfange neuer Kapitel, wie z. B. des funfzehnten im ersten Theile, das also anhebt: „Wir verlassen Manulph Rookwood auf seinem Wege nach dem Schlosse und kehren zu dem Gefangenen zurück.“ Aber im Laufe des Werkes immer weniger Weitausgesponnenes. Der Verfasser rafft zusehends Alles zusammen, um der Einbildungskraft seines Lesers keinen Augenblick Ruhe zu lassen. Zwischen Traumbildern, Cadavern, Leichenzügen, Klüften, Höhlen, ungeheuern Gestalten voll grauenhaften Dunkels, wirklichem und eingebildetem Geisterspuk voltigiren die Begebenheiten rasch hindurch. Das Heulen nächtlicher Stürme gewährt eine vielbeliebte schauerliche Musikbegleitung und weder die schrecklichen Schlangen der Blitze, noch die romantisch = probate Donnermaschine, dürfen dem dolce far niente sich hingeben. Daß den Sentimentalen ihr Lieblingsnektar, der Mondschein, in guten Portionen gereicht wird, ist eine Galanterie, welche sie durch die mancherlei Grausamkeiten, mit denen ihr weiches Herzchen von den Straßenräubern sich strapazirt fühlt, gewiß reichlich verdient haben. Prophezeiungen geheimnißvoller Personen, die zufällig eintreffen, bleiben auch nicht ohne hübschen Effekt. Und eben auf Effekte oder vielmehr auf den Spiritus derselben, die sogenannten Knalleffekte, ist die Hauptsache berechnet. Besonders gegen das Ende des zweiten Theils jagen sie sich einander so unbarmherzig, daß man sich recht glücklich

preisen kann, dieselben nicht in Natura, sondern auf seinem einsamen Zimmer, an die Blätter eines Buches gefesselt, genießen zu müssen. Ein Paar Hauptrollen im Werke spielen, erst ein Schicksalsbaum und sodann der Galgen. Des letztern wird sehr fleißig gedacht, auch ihm im dritten Theile ein eigenes Kapitel gewidmet. Er verdient diese Auszeichnung wirklich um so mehr, weil offenbar die meisten der vorkommenden Herren und Herrinnen seine Großmuth ungemein zu rühmen haben. Denn drückte er nicht ein Auge zu, so würden wir viele schon nach wenig Bogen, an ihm den letzten Stoßseufzer beten oder fluchen hören und die Geschichte sonach viel zu frühzeitig ein Ende mit Schrecken nehmen sehen. Statt dessen legen oft Mord und Todschlag, wo sie auch in diesem Buche nicht wie eine bloße, etwas gewagte Faschingslaune erscheinen, den grausen Charakter eines Verbrechens gänzlich ab, um zu dem Range eines guten, unschuldvollen und vernünftigen Herkommens sich zu erheben. Ueberhaupt ist man mehr als einmal versucht, das Wort: „Hole der Henker alle diese Rookwoods!“ welches der Doktor Small im dritten Theile S. 204 nur zu murmeln wagte, so recht aus tiefem Herzensgrunde auszurufen. Es gehört ein gutes Auge dazu, um die vielen Personen festzuhalten, die in dem labyrinthischen Gewirr größtentheils unheimlicher Ereignisse bald erscheinen, bald verschwinden. Vielleicht ist das auch die Ursache, weshalb Referenten nur ein einziger Charakter vorgekommen, mit dem man sich wahrhaft befreunden kann. Es ist der, besonders im zweiten Theile vorherrschende, einer jungen, höchst liebenswürdigen Zigeunerin. Gute scharfe Zeichnung darf übrigens den vorzüglichern der übrigen Charaktere ebenfalls nicht abgesprochen werden.

Der Verfasser hat die, wahrlich, nicht leichte Aufgabe, aus einer Menge roher und zum Theil widerwärtiger Elemente, ein recht interessantes Ganzes hervorzu bringen, auf eine überaus geschickte Weise zu lösen gewußt. Hier und da blicken glänzende Naturschilderungen anmuthig hervor. Ein höchstgebildeter Verstand und der freundlichste Wiß und Humor reichen einander die Hand und weben sich so gefällig zwischen die Begebenheiten ein, daß selbst zuweilen etwas Unnatürliches an diesen dadurch übersehen, ja wohl gar dem letztern das Recht des Natürlichen vindicirt wird. Zuweilen geräth man auf den Gedanken, daß diesem Romane viel mehr Ironie zum Grunde liege, als sich an einigen Stellen in voller Klarheit hervorthut. Der beste Beweis für die mehr als hinlängliche Kraft der Unterhaltung in dem Werke, ist wohl der Umstand, daß, zufolge der Bemerkung auf dem Titel, die Verdeutschung nach der vierten Auflage

des Originals gearbeitet wurde. Und sie ist so geistvoll und vorzüglich gearbeitet, daß die Dichtung dadurch auch in Deutschland des Beifalls schwerlich ermangeln wird. Vielleicht hätte der der Sache so gewachsene Uebersetzer, sich noch mehr Freiheit, als geschehen, nehmen und namentlich manches der vielen vorkommenden Lieder weglassen sollen. Von einer Hymne an die heilige Thekla, sagt er, warum sie weggeblieben sey. Eben so leicht wären wohl gewiß das „Straßenräuberlied“ (2ter Theil, S. 20) und der „Räubertoast“ (3ter Theil, S. 31) zu entbehren gewesen.

Wie der Verbeutscher um den Inhalt sich großes Verdienst erworben, so hat auch die Verlagshandlung durch äußere Eleganz Alles gethan, dem anziehenden Romane auch in Deutschland Eingang und Beifall zu verschaffen und der Schumannschen Offizin in Schneeberg ist das neuerlich von den deutschen Druckereien nicht gar oft verdiente Ehrezeugniß auszustellen, daß Druckfehler in dem verdeutschten Romane: „Rookwood,“ zu den Raritäten zu zählen sind.

Fr. Schulz.

Rathonia. Von C. Eichel. Bunzlau, bei Appun. 1838.

Ein Buch voll Erscheinungen, Spuk, Gespenster und Geister bei dem man wahrlich nicht weiß, ob es als die Frucht des in der neuesten Zeit sich wieder breit machenden Glaubens an Wunder und sonstigen Unsinn, oder als Erinnerung an eine finstere Vergangenheit betrachtet werden soll. — Glaubt der Verfasser an die Wesenheit der Wunderwelt, die er hier erschlossen hat? ein Wunder wäre das nach den letzten Erfahrungen zwar nicht, aber traurig wär's jedenfalls, einen Mann von dem Geiste, der sich in dieser Schrift verkündet, auf dieser Bahn zu finden. Glaubt er nicht daran, so muß man gestehen, daß er seinen Gegenstand mit viel Geschick erfaßt und behandelt hat; überhaupt zeigt derselbe ein beachtenswerthes Erzählungstalent und wollte er die Breite vermeiden, die sich in einzelnen Parteien seines Buches, besonders im Ausmalen der Scenerie bemerklich macht, so würde man seine lebendige und anziehende Darstellung durchaus gelungen nennen müssen. Unter manchen Einzelheiten, die diesen Ausspruch rechtfertigen, mag hier nur die Novelle „Ein Abend im Hotel de Rom“, bezeichnet werden, die dem Buche einverleibt ist und trefflich genannt werden kann. Der Rahmen, in welchen diese Spukgeschichten eingefast sind, ist höchst einfach: fünf junge lebensfrohe Männer bilden einen Verein unter dem Namen „Rathonia“, der laut einer Weissagung am nächsten Neujahrstage zersprengt seyn soll; im Laufe eines Jahres nun er-

zählten sich die Freunde die verschiedenen Geisterabenteuer, die sie zum Theil selbst erlebt haben, und in der nächsten Sylvesternacht wird der Verein durch den Tod des einen Mitgliedes wirklich zersprengt; dieses — entfernt von den Uebrigen — stirbt in der Mitternachtstunde und erscheint seinen zechenden Freunden als Geist. — Leider wird es dem Buche nicht an Lesern fehlen, die die Sache sehr ernst nehmen. — Das Außere ist sehr gut.

Rob. Blum.

Die Demokratie in den neueren Gesellschaften, von Franz Guizot. Mit Genehmigung des Verfassers übertragen von Dr. Martin Kunkel, Redakteur der Elberfelder Zeitung. Elberfeld, Becker. 1837.

Diese Abhandlung Guizot's erschien zuerst in der „Revue française“, und zwar in Form einer Recension zweier Werke von Eduard Alex und August Billiard: „Die neue Demokratie, oder über Sitten und Macht der Mittelklassen in Frankreich“ und „Ueber die demokratische Organisation Frankreichs.“ Diese ursprüngliche Recension erschien dann in einzelnen Abdrücken, bekam ein Titelchen und ward somit ein eignes Schriftchen, wovon eben Obiges die von Guizot approbirte Verdeutschung ist.

Das Princip, nur höhere, sittliche und geistige Bildung sey die ächte und sichere Begründung aller Freiheit, welches auch Deutschlands Lebensprincip ist, hat an Guizot stets einen wackern Verfechter gefunden, der auch hier alle Kraft und Schlagfertigkeit seiner Rede aufgebietet, um die theoretische und praktische Leere der Souverainität der Anzahl und der allgemeinen Stimmung an den Tag zu legen und zu beweisen, wie letztes Princip, gleich dem der persönlichen Souverainität, durch Philosophie und Geschichte, durch Vernunft und Erfahrung abgewiesen wird.

Man klagt über die Anarchie der Geister, die Erschlaffung aller moralischen Bande und Zügel, die Schwächung aller Ehrfurcht, die Schroffheit der Selbstsucht, die Erniedrigung und Beweglichkeit der Ideen wie der Macht, die Hinneigung zu einer engen, unzusammenhängenden, untergeordneten Politik. An diesen Uebeln leidet jetzt offenbar die Gesellschaft, deren Fortschritte dadurch verzögert werden. Aber dieß sind die natürlichen, wohl hergeleiteten Folgen der Maxime, daß ein Jeder alleiniger Herr seiner selbst und der andern, daß die Macht der Menge gehört und sich allen gleich stellen muß, weil alle gleich sehr zählen.

Solchen Maximen stellt Guizot die wesentlichen, nothwendigen Grundsätze einer jeden regelmäßigen und festen Gesellschaft gegenüber: die ausdauernde Einheit des socialen

Gedankens, dargestellt durch die Regierung; die Ehrfurcht vor den Staatsgewalten; die gesellschaftliche Unterordnung des individuellen Willens; die Vertheilung der Rechte, der Fähigkeit angemessen; endlich die Verbürgung der Freiheiten überall, auf allen Stufen der socialen Leiter, aber die Macht in der Höhe, denn die Angelegenheiten der Gesellschaft sind etwas Hohes und können nicht von unten geleitet werden.

F. F.

### Aufruf an das gebildete Deutschland.

Gram und Armuth soll sich messen,  
Mit den Freyen sich erfreu'n.

Schiller.

Neigt Euch zu mir, Ihr deutschen Herzen Alle, in denen sanftere Regungen ihre angeborenen Rechte üben, denn ich habe Euch etwas vorzutragen im Dienste der Musen. — Wir Alle standen jüngst im Kreise und trugen jeder freudig ein Sandkorn herbei, zu dem ehernen Denkmal eines großen Todten, zu dem Gedenkstein unsers Unversal-Freundes Schiller, den wir lieben, weil ihn die Götter liebten. — Während wir uns aber über seinem gedruckten Worte und seinem gemeißelten Epitaph verbrüdet die Hände reichen, und stillschweigend in seinem Namen die Religion der Poesie beschwören, die alles Edle, Erhabne und Schöne will, weilt unter uns, arm und dürftig, versteckt in einem Winkel, eine fast achtzigjährige Greisin, die einstmals dem Herzen des gefeierten Todten durch Freundschaft so nahe stand, wie diese geheiligte Empfindung Menschen nur zu einander stellen kann, worüber Schiller in einem Briefe an den Bibliothekar Reinwald in Mannheim vom 5ten Mai 1784\*) selber folgendes Zeugniß ablegt:

„Eine vortreffliche Frau habe ich zu Frankfurt kennen lernen — sie ist Ihre Freundin — die Madame ..... Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest und innig an einander; unsere Seelen verstanden sich. Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt, und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen kann. Ein Herz, ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet. Ich verspreche mir göttliche Tage in ihrer nähern Gesellschaft. Auch ist sie eine gefühlvolle Dichterin u.“

Diese Greisin nun, Witwe eines längstverstorbenen gelehrten Arztes und wissenschaftlichen Schriftstellers, einst eine der ersten und gefeiertsten Schauspielerinnen Deutschlands, Freundin unsers großen Dichters und selbst Dichterin — wovon drei Octav-Bände, die vor mir liegen, zeugen, — ist jetzt, einen einzigen kurzen Schritt vom Grabe noch, dem Kummer der bittersten Armuth Preis gegeben! — Darf sie das? — frage ich in die deutschen Gauen hinaus; — darf die zärtliche Freundin unsers Schillers, die wir als ein Vermächtniß von ihm zu betrachten haben, und die er, wenn er lebte, sicher nicht bekümmert lassen würde, — da sie den einst Armen 13 Wochen ernährte, als er seinen Carlos vollendete — darf sie unter so vielen Millionen edlen Deutschen, denen es wohl geht, ihre tief gefurchten Wangen mit Thränen benetzen, weil das Schreckgespenst, der Mangel, an ihrer Schwelle wacht? — dürfen, weil der Tod sie vergaß, auch wir ihrer vergessen? — O Nein! — ohne Zweifel bedarf es nur dieses Aufrufs, um der gebildeten Greisin ein sanftes Sterbekissen unter das lebensmüde Haupt zu schieben, ihr den Glauben an die nachgewachsene Menschheit und die ungetrübte Freude wieder zu schenken, mit Ruhe, ohne Nahrungskummer, ihrem einzigen Troste der immer noch nicht ganz in ihr erstorbenen Poesie nachgehn, und der Erinnerung an die schönen Tage von Aranjuez obliegen zu können. — Wer ihren Kummer zu lindern sich bewegt fühlt, — und gewiß sind es viele, — der sende seine Gabe direkt an sie, und wiederhole solches bis zur öffentlichen Verkündung ihres Todes, wofür ich, wenn ich sie überlebe, seiner Zeit Sorge tragen werde. — Sie wohnt St. Pauli, hinter der Reeperbahn Nr. 37 vor Hamburg. Auswärtige aber, die ihren Namen, den ich aus Zartgefühl verschweige, nicht errathen, mögen es, mit der Bezeichnung: „für die Freundin Schillers“, der Hammerichschen Buchhandlung in Altona senden. Sie ist meine Nachbarin, und ob auch meinem Namen die Kraft der Protektion abgehn mag, — (wozu bedürfte es auch deren in einer Gottesache!) — so nenne ich ihn doch gern, damit er der Wahrheit als Bürge dienen möge. Gott sey mit diesen Worten, und schenke mir Anlaß, der deutschen Nation ein ehrendes, öffentliches Zeugniß geben zu können.

Hamburg, im Juli 1838.

Fr. Clemenß.

\*) Siehe Schillers Flucht von Stuttgart S. 179 und 183.